

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.



Neunter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 R., mit freier Postsendung 5 R. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. C. W. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Setzung, anseherlich des Wallerthors), in Ferdinand Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der Wirrwar.

(Fortsetzung.)

Meine neuen Bekannten ließen mir weder Zeit zum Nachdenken, noch Zeit ein Wort zu sagen, sondern banden mir ohne Umstände die Hände und brachten mich in ihr Fahrzeug. Auf meine Frage, wohin man mich führe, antwortete mir einer der Chivren: „Dahin wo man dergleichen brave Kerle, wie du bist, gewöhnlich hinzuführen pflegt.“ — In dieser Antwort lag nichts Eröfliches für mich. Auf alle meine Reden, auf alle meine Vorstellungen, daß ich von dem ganzen Ereigniß keinen Begriff habe, erhielt ich die Antwort, daß Morgen Alles klar werden würde.

Das Fahrzeug landete; wir stiegen aus und hielten bald, nachdem wir einige Quergassen passiert waren, vor einem großen Gebäude, neben welchem Schildwachen standen. Große eiserne Thüren öffneten sich vor mir, doch bevor man mich hinein führte, ward mir ein kleines Papier in die Hand gestellt; maschinenmäßig drückte ich es zusammen, und folgte meinen Führern, in der Hoffnung, endlich Jemanden zu begegnen, von dem ich Aufklärung erhalten könnte; meine Erwartung ward aber getäuscht. Die Führer lehrten in einen kleinen Korridor ein, öffneten eine kleine niedrige Thüre, stießen mich durch dieselbe, sie schloß sich, — hinter mir hörte ich mehrere Thüren schließen. Vergebens war all' mein Rufen: ich mußte mein Schicksal geduldig abwarten. Ich blickte um mich her: ich befand mich in einem kleinen viereckigen Raum, ohne Bett, ohne Stuhl, ja sogar ohne Fenster; eine kleine Oeffnung, ungefähr zwei Klafter vom Fußboden, mit einem eisernen Gitter, ließ den Schein einer auswendig hängenden Laterne durch. Als um mich her nichts zu hören war, als das Hin- und Hergehen der Schildwache und die weilen Geuszer,

die aus einem benachbarten Gemach zu Kommen schienen, entschloß ich mich dem Laternenschein näher zu treten; ich entfaltete das Papier und konnte nur mit Mühe folgende Worte herausbringen: „Vergessen Sie nicht das von Ihnen gegebene Versprechen und seien Sie ruhig.“

„Ich gestehe, daß mir dieser Zettel keine große Freude machte. Ich erkannte in demselben nur die mystische Fessel, die mich an ein blutiges Geheimniß band; an die zweite Hälfte deszettels hatte ich wenig Glauben. Ich war beklemmt, verdrießlich und durchgefroren; nicht einmal auf- und abgehen konnte ich in meiner italienischen Wohnung: der Fußboden bestand aus Fliesen, die so feucht waren, daß ich beständig ausgleiten mußte. Die dumpfe Luft erschwerte das Athmen, die Feuchtigkeit drang durch alle Glieder und kalter Schweiß lief mir von der Stirn hinunter. Alle Standhaftigkeit verließ mich: voll Verzweiflung lehnte ich mich an die Mauer und überließ mich den düstersten Betrachtungen.“

Welche Hindernisse mußte ich, dieser Reise wegen, beseitigen? Mehrere Jahre lang arbeitete ich, legte Geld zurück, versagte mir Alles um eine kleine Summe zu ersparen — damit ich Italien sehen könne, mit diesem Gedanken schlief ich ein und erwachte ich; endlich sah ich mich am Ziel meiner Wünsche, verließ Vaterland, Verwandte, Freunde, Alles was meinem Herzen theuer war — und weshalb? Um fast mein Leben zu verlieren, die tiefste Demüthigung von gemeinen Menschen zu erdulden, einen in Blut schwimmenden Leichnam zu meinen Füßen zu sehen und zum Schluß unter dem Verdacht eines Kriminal-Verbrechens, in einen Kerker zu gerathen, in welchem ich, auf nackten feuchten Fliesen, von finstrem Gewölbe bedekt, meine erste Nacht in Italien zubringen muß. Und Gott weiß, was meiner noch wartet? Immer trüber wurden meine Betrachtungen; bis endlich Ermüdung und das einsformige Einherschreiten der Schildwache mich in eine Art Schlummer versenkten, der jedoch fast nichts als ein Gewirr der quälendsten Träume war. Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht; als ich wieder zu mir selbst kam, fiel es mir auf, daß ich die Schritte der Schildwache nicht mehr hörte. Noch auffallender aber war es mir, zu bemerken, daß die Mauer sich rührte. Anfangs hielt ich es für eine Täuschung meiner verwirrten Phantasie; als ich aber näher trat, sah ich deutlich, daß die Ziegel sich bewegten. Unwillkürlich griff ich nach einem derselben, den ich ohne Mühe herauszog; kaum hatte ich es gethan, als ich in der Oeffnung eine Brechstange erblickte. Eine unbekannte Stimme flüsterte mir auf italienisch zu: „Ruffe, Ruffe!“ Die Begier mich zu befreien ließ mich die Brechstange ergreifen, um die übrigen Ziegel zu lösen, als die Thüre meines Kerkers sich plötzlich öffnete, und jenseits der Oeffnung geschrien, geschossen und geläutet wurde. Ich sah mich von Gefängnißwärttern umeingt. Sagen konnte ich nichts: die Brechstange war in meinen Händen, die Absicht mich in Freiheit zu setzen — klar! Willig kraftlos ließ ich mich binden, ohne ein Wort hervorzubringen. Ich ward in ein noch schrecklicheres Verhältniß gebracht, das kaum eine Klafter lang und breit war. Man warf mich auf faules Stroh hin, und schmiedete mich in eine an der Mauer befestigte Kette. Eine Oeffnung war hier nicht, mit Ausnahme eines kleinen Loches in der Thüre, durch welches ich beständig das Gesicht der Schildwache erblickte. Einige Stunden verbrachte ich in diesem furchtbaren

Zustande; der Gedanke, mir durch den Versuch zu entfliehen den Schein eines Verbrechers gegeben zu haben und das Ganze meiner Lage, ließen mich kein Auge schließen. Endlich gewahrte ich durch die Oeffnung ein dämmerndes Licht, das mich den Anbruch des Tages errathen ließ.

Dieses Licht gewährte mir großen Trost. Was auch geschehen möge, dachte ich bei mir selbst, so komme ich doch aus meiner qualvollen Lage. Wirklich hörte ich bald ein Geräusch, die Thüre ging auf, die eintretenden Chirurgen lösten mir den Ring, der mich an die Mauer fesselte, nahmen mich in die Mitte, und führten mich, mit gezogenen Säbeln, aus meinem Nachtquartier; wir gingen durch einige Korridore und gelangten endlich in den innern Hof des Gefängnisses. Die Sonne stieg empor, ein leiser milder Zephyr umwehte mich, und ich hatte das Gefühl eines lange eingesperrt gewesenem Menschen, der den blauen Himmel wieder über sich sieht.

Meine Begleiter führten mich bald darauf in ein Zimmer, wo Schreiber an mehreren Tischen saßen. Wir gingen ihnen vorüber; kaum erhoben sich die Köpfe, — vermuthlich waren ihnen bergleichen Erscheinungen etwas Gewöhnliches. Endlich gelangten wir in ein anderes Zimmer, in welchem an einem großen Tisch ein Mann saß, in schwarzem Frack, und ziemlich wohlbeleibt, der, seine kleinen Augen zusammenkneifend, nach meinem Namen fragte. Ich nannte mich und fügte hinzu, daß ich mich in einer höchst seltsamen Lage befände, die ich nur dem russischen Gesandten erklären könnte. In demselben Augenblick sandte mein neuer Bekannter einen Beamten nach meinen Papieren, und wendete sich dann mit folgenden Worten zu mir:

„Ihr Wunsch, den russischen Gesandten zu sehen, soll erfüllt werden, vorausgesetzt, daß er Ihr Gesuch gewährt. Nur muß ich Ihnen bemerken, daß, wenn Sie auch wirklich derjenige sind, für den Sie sich ausgeben, der Gesandte weder das Recht hat, noch die Lust haben dürfte, sich in eine Mord-Angelegenheit zu mischen. In jedem Fall werden Sie nach den Gesetzen des Landes gerichtet, in welchem Sie sich befinden, und nichts in der Welt wird Sie von dem Schicksal erretten, das einen Mörder erwartet. Nur Ihr freiwilliges Geständniß, und — wenn Sie Ihre Mitschuldigen nennen, kann die Strenge der Gesetze einigermaßen mildern.“ — „Mörder!“ rief ich aus, „Mitschuldige? Aber im Namen Gottes, wen soll ich ermordet haben?“ — „Sie wissen, daß man Sie bei dem Leichnam eines Polizeibeamten fand, der abgeordnet worden war, um einem beabsichtigten Verbrechen zuvorzukommen.“ — „Mein Herr!“ antwortete ich, „ich konnte Niemand tödten, weil ich selbst ein Gefangener auf dem Boot war, in welchem die Polizei mich vorfand.“ — „Ein Gefangener? Aber womit beweisen Sie das?“ — „Damit, mein Herr, daß ich im Boot mit verbundenen Augen saß.“

Der Richter ergriff ein auf dem Tisch liegendes Stück Leinwand, in welchem ich meine frühere Binde erkannte, legte es an mein Gesicht, um die nachgebliebenen Falten anzupassen, und fand wirklich, daß es mir paßte.

„Dieser Beweis spricht in der That für Ihre Aussage; aber warum und auf welche Weise geriethen Sie in dieses Boot?“ — „Das darf ich Ihnen nicht sagen. Ich leistete einen schwören Eid darauf, Niemand dieses Geheimniß zu entdecken.“ — „Sie begreifen wohl selbst,“ sagte der Richter, „daß dieser Umstand den Argwohn der Justiz verstärken muß, und um so mehr,

da man in dieser Nacht versucht hat, Sie zu befreien. Ohne Ihr Mitwissen konnte dies nicht geschehen, — was übrigens auch schon aus der Situation hervorgeht, in der man Sie getroffen hat.“

Ich suchte es so gut ich vermochte, darzuthun, daß ich nichts von den Leuten wissen konnte, die mich hatten befreien wollen; ich suchte jenes unwillkürliche Gefühl zu schildern, das mich, im Augenblick des Erwachens aus dem Schlaf wider Willen veranlaßte, meinen unbekanntem Befreier zu helfen — ich fühlte jedoch selbst, daß alle meine Worte dunkel blieben. Unter dessen waren meine Papiere gebracht worden, nachdem er sie durchgesehen, sagte der Richter zu mir:

„Aus ihren Papieren seh' ich in der That, daß Sie ein Fremder, und erst gestern Abend in Neapel angekommen sind, und daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, in Ihnen den Mörder des Polizeibeamten vorauszusetzen; Sie werden aber selbst zugeben, daß Ihre Sache mit so seltsamen Umständen verknüpft ist, daß die Obrigkeit Sie nicht als gerechtfertigt ansehen kann, wenn Sie nicht die nöthige Auskunft geben. Schreiben Sie an Ihren Gesandten: vielleicht überredet er Sie, offener zu sein.“

Ich dankte dem Richter für seine Theilnahme und beeilte mich an den Gesandten zu schreiben. Als ich fertig war, sagte mir der Richter:

„Ihre Schreiben wird sogleich befördert; bis Sie Antwort erhalten, werden Sie entschuldigen, wenn wir die in solchen Fällen gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln beobachten.“

Man führte mich in mein früheres Gemach zurück, jedoch legte man mir keine Ketten mehr an.

Nach einigen Augenblicken erhielt ich Erlaubniß, mich zum Gesandten zu begeben, jedoch unter Begleitung von Gensdarmen. Der Gesandte empfing mich auf das Beste, und ging, da er bereits, durch Briefe und durch mündliche Mittheilungen meiner Reisegefährten auf dem Dampfboot, Nachrichten über mich hatte, ganz in meine Lage ein; er begriff das Ehrgefühl, das mir verbot das ganze Geheimniß zu entdecken, sagte mir aber, daß Alles, was er für mich thun könnte, nur darin bestände, bei der neapolitanischen Regierung über meinen Stand und meine Aufführung Zeugniß abzulegen. Er fügte hinzu, daß er alles Uebrige dem Gange der Landesgesetze überlassen müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lebendigbegraben bei den Indiern.

Wenn bei der gewerbtreibenden Kaste in Ostindien, nach der Landesitte, die Frau sich den Manen ihres Mannes opfert, geschieht es dadurch, daß sie sich lebendig mit dem Leichnam desselben begraben läßt. Das Grab wird nahe an einem heiligen Strome gemacht; und ist kein heiliger Strom in der Nähe des Verstorbenen, so wird die Nähe der heiligsten Stelle in der Gegend zum Begräbnißplatz gewählt. Das Grab ist sehr groß und sehr tief. Nachdem die Zeremonie durch mehrere seltsame und unverständliche Formlichkeiten eingeleitet worden ist, nimmt die Wittve von ihren Freunden, die stets bei solchen traurigen Handlungen anwesend sind, feierlich Abschied, und

steigt in das finstere Gemach des Todes hinab. Sehr oft betäubten sie sich in ihren vorletzten Augenblicken so sehr durch Opium, daß sie kaum eine Vorstellung von dem haben, was sie im Begriffe sind zu thun, sondern in vollständiger Bewusstlosigkeit sich durch die vorgeschriebenen Formlichkeiten in die Arme des Todes stürzen. Sobald sie den Grund des Grabes mit Hilfe einer Leiter erreicht hat, wird diese herausgezogen, und die Unglückliche bleibt allein mit der Leiche ihres Mannes, die gewöhnlich schon in einem grausamerregenden Zustande von Verwesung ist. Sie umarmt den Körper und drückt ihn an ihr Herz, ohne den geringsten Ausdruck von Empfindungen des Widerwillens. Nach Beendigung der ekelhaften Liebkosungen legt sie den Leichnam auf ihren Schooß, und gibt ein Zeichen, daß man den letzten Akt des schauderhaften Schauspiels beginne, welches noch viel gräßlicher ist, als die andere Art des Opfertodes, nämlich mit der Leiche des Gatten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Man fängt nun an, langsam Erde auf sie zu werfen, und zwei Menschen steigen hinab, diese Erde rund um das Selbstopfer dicht zu stampfen. Während dieses langsamen, fürchterlichen Prozesses sitzt das Schlachtopfer des Aberglaubens da, wie eine ganz unbetheilte Zuschauerin, wiederholt ihre Liebkosungen mit dem Leichnam, und schaut bei jedem Wurf Erde, die sich um ihren Körper thürmt, mit dem Ausdrucke eines höheren Triumphes umher, als wolle sie das Vorgefühl der Belohnung, die ihrer im Paradiese ihres Gottes warte, anzeigen. Die Hand ihrer eignen Kinder ist vielleicht gerade in diesem Augenblicke geschäftig, den kalten Staub auf die Mutter wälzen zu helfen, in welchen sie bald aufgelöst wird. Wenn endlich ihr ganzer Körper bis auf den Kopf überschüttet ist, wird eilends die ganze Grube ausgefüllt, und sodann tanzen die nächsten Verwandten der Frau auf der eben Begrabenen mit jenen Geberden des Wahnsinns, von denen der Augenzeuge mit Mühe entscheiden kann, ob er sie Raserei oder Vergütung nennen soll.

Die Frauen.

Jemand sagte von den Frauen, daß es von Ihnen mit Recht heiße, sie machen die Erde zum Paradies. „Es wimmelt, sprach er, darin von Euen, und auf jede darf man eine Schlange rechnen.“ (Sehr ungerecht!)

Dreisylbige Charade.

„Thue, Mädchen, doch die Erste,
Statt am Spiegel stets zu steh'n!
Sprach die Mutter jüngst zu Klaren,
Die von ihren goldnen Haaren —
Wie die Letzten weich und schön —
Mit der kunstgeübten Hand
Flechten um das Haupt sich wand
Nimm das Ganze und behende
Deine Arbeit nun vollende.“

Wilhelmine v. B.

Auflösung des Palindroms in Nr. 24.

Leben. Nebel.

Ansichten. — Urtheile. — Neuigkeiten.

Theater.

Wien (28. März). Uebermals ein Theaterjahr zu Ende — das heißt eine Zeit ist verstrichen, die gewöhnlich neue Leute, — ob erwünscht, ob nicht erwünscht, bleibt unentschieden — dem Publikum in der Bühnenwelt als neue Phänomene vor die Augen stellt. — Seit geraumer Zeit hat ein Theaterjahr kein so merkwürdiges Ende genommen, als gerade heuer. Viele beliebte Künstler verließen Wien, und ihr theilweiser Ersatz bietet nicht die günstigsten Auspizien. — An Novitäten sahen wir im Hofburgtheater, am 24. d. M. Bauernfeld's — dieses war fern und gewandten Bühnendichters — neuestes Produkt: „Der literarische Salon“, welches zu den besten Erscheinungen des Tages gehört. Die Aufnahme war einstimmig, die Urtheile jedoch verschieden. Einige behaupten, Bauernfeld habe den Nagel auf den Kopf getroffen; Andere glauben, es wäre unbillig, zwei Nägel zugleich mit ungetheilter Kraft auf die Köpfe zu treffen. — Ich stimme mit tausend Andern gerne der ersteren Partei bei, und behaupte ganz ihre Meinung, denn das treffliche Stück wurde des anderen Tages certis ex causis nicht mehr gegeben. — Hr. Düport beendigte seine Direktion des Hofoperentheaters mit der Vorstellung der Oper: „Die Ballnacht“, wobei man aus Laune den ganzen 3. Akt wegließ, und hierfür ein oft gesehenes und ziemlich überbrüßig gewordenes Divertissement, aus dem Ballette: „Die Maskerade im Theater“ einlegte. Die neuen Direktoren, die Hrn. Balochina und Merelli, sind nebst einigen Mitgliedern schon seit einigen Tagen hier, und werden mit „Mose

in Egypto“ das Operntheater eröffnen. Das arme Chor-Perfonale ist am meisten zu bedauern, denn es muß unaufhörlich italienische Chöre einstudiren, die natürlich diesen edlen Sprößlingen des genialen Lerchenfelds und des romantischen Shury als spanische Dörfer vorkommen. Ueberhaupt kamen die Abonnementpreise für die italienische Oper den guten Wienern spanisch vor. — Das Theater an der Wien spielt noch wie gewöhnlich mit dem Publikum Komödie. Eine „Prinzessin Gold“ wanderte matten Schrittes über die Bühne, Hr. Nestroy aber, der nur da con amore spielt, wo er selbst schreibt, brachte das edle Metall in die Kustkammer, wo es jetzt vom Roste verzehrt wird. Der geneigte Leser möge sich hierbei denken, daß das Gold keineswegs von Nummer drei war, sondern süglich für Bombal gehalten werden konnte, sonst hätte es Hr. Nestroy durch sein Spiel nicht dahin gebracht, daß es von Dyyb ergriffen werden konnte. — Bevor ich über das Theater in der Leopoldstadt spreche, möge es mir gegönnt sein, meine Klagen in Grillparzer's Verse zu kleiden, welche mit wenigen Worten das sagen, was Folianten nicht sattfam schildern können: „Nun wohl an, was muß geschehe, Fallen seh' ich Zweig' auf Zweige, Kaum noch hält der morsche Stamm, Noch ein Schlag, so fällt auch dieser.“ Diese wenigen Worte mögen den gegenwärtigen Stand der einst so berühmten Volksbühne andeuten. Hr. Quandt und Delle. Veroni, die durch ihr eminentes Talent oft die verwaiseten Hallen mit einem gewählten Publikum füllten, sind abgegangen, und folgten einem ehrenvollen Rufe nach Pesth. — Delle. Jäger verläßt uns ebenfalls nach Oftern. Die Direktion dieser Bühne

hielt es
eben so
Künstler
zutragen
men, da
vollen D
Eine D
Zeit für
erschien
die gerie
— Hr.
nach der
terkrone
bete, w
und bere
Abend.
hen un
Hr. Bra
auch feh
teratur,
neues C
zu sehen
„Temper
watere u
fer muß
ren zur
Dem Ber
ausgesch
zirenden
halten, s
weil die
Meiße
ner. C
gen habe
einer K
Anfangs
reres un

M
im Thea
gefeiert
letzte Bo
ne, das
(Mad. S
meo in
ber „Me
letzten A

hielt es nicht der Mühe werth, der eben so talentvollen als beliebten Künstlerin einen neuen Kontrakt anzutragen, und ließ es darauf ankommen, daß Delle. Jäger, einem ehrenvollen Rufe folgend, selbst kündigte. Eine Delle. Linde wurde vor kurzer Zeit für das Lokalsach engagirt, und erschien bereits in sechs Rollen, ohne die geringste Theilnahme zu erregen. — Hr. Tomaselli, der sich schon öfter, nach der unter Dornen versteckten Dichterkrone langend, die Hand verwundet, wagte nochmals einen Versuch, und bereitete uns einen pfißigen Abend. Derlei pfißige Abende stehen uns noch mehrere bevor; denn Hr. Brabbée verlegt sich gegenwärtig auch sehr stark auf die dramatische Literatur, und schreibt alle 8 Tage ein neues Stück. Das nächste, welches wir zu sehen bekommen, führt den Titel: „Temperaments-Verwechslungen.“ Der wackere und fleißige Schauspieler Schaffer mußte es aus Mangel eines andern zur Benefize-Piece wählen. — Dem Vernehmen nach soll ein Konkurs ausgeschrieben werden, worin alle wachzirenden Dichter die Aufforderung erhalten, sich dieser Bühne zu widmen, weil die alten beliebten Volksdichter Meisl, Gleich, Klingenhurner, Schick, u. a. sich zurückgezogen haben. Hausmann's Benefize von einer Kompagnie Theaterdichter wird Anfangs Mai erwartet. — Ein Mehreres und Näheres nächstens.

M. C. M a s k e.

M a i l a n d. Am 21. März ward im Theater alla Scala ein Triumph gefeiert wie noch keiner. Es war die letzte Vorstellung der Karnivalsstagnone, das letzte Erscheinen der Einzigen (Mad. Malibran). Sie gab den Romeo in dem ersten und dritten Akte der „Montecchi und Capuleti“ und den letzten Akt der „Sonnambula.“ Schon

lange vor dem Beginnen der Darstellung war das Haus so zum Erdrücken gefüllt, daß eine große Zahl später Gekommener keinen Platz mehr fand, alle mietbaren Logen waren zu außerordentlichen Preisen bezahlt worden. Nicht Worte vermögen die Größe der Leistung der Unerreichbaren zu schildern, wer sie sah, wer sie hörte, wird diesen Ausdruck weit unter der Wirklichkeit finden. Das Duett von Mercadante zwischen Romeo und Giulietta war ein kühner Wettkampf des Höchsten im Gesange; Madame Schobers Lehrner war würdig des Ringens um den Preis. Beide Künstlerinnen mit Beifall überschüttet, wußten die schwierige, unenblischen Kraftaufwand fordernde Musikstück mit derselben Meisterhaftigkeit zu wiederholen. — Romeo schuf im dritten Aufzuge, wie immer, allgemeines Entzücken, am Schlusse der Sonnambula überströmte der Enthusiasmus die Grenzen des Glaublichen. Eine Fülle von Blumensträußen und Guirlanden bedeckte die Bühne, mit einer Blütenkrone ward auf das Geheiß der jubelnd tobenden Menge, das Haupt der Königin des Sanges bekränzt. Gedichte ohne Zahl flatterten in den weiten Räumen, und aus den Logen, aus dem Parterre wehten mit Schnupftüchern improvisirte Fahnen unter donnerndem Eviva! unter tobendem Beifallesklatschen, der Vortrefflichen den Scheidegruß. Ein und dreißig Mal ward sie gerufen, Thränen der Rührung glänzten in ihrem Geuerblicke, sie war tief ergriffen über eine Huldbigung, die einzig und allein da steht, wie sie selbst, in den Annalen der Scala. (Echo).

Miszellen.

London. Neulich wurden hier zwei Manuskripte von Walter Scott

verkauft. Man gab für „das Kloster“ 1128 Fr. und für „Guy Wannerling“ 1872 Fr. M.

Buntes aus Paris. Bereits sind hier vier Parodien auf Meyerbeers „Hugenotten“ erschienen. — Ein hiesiges Blatt gibt die Zahl der im vorigen Jahre hier verbrauchten Zigarren folgendermassen an:

3,500,000 Stük zu 3 u. 4 Sous;

2,000,000 Stük zu 2 Sous;

1,500,000 Stük zu 1 Sou;

und nun spricht man noch von Abschaffung der Regie! — Mina Laffaye hat, das Kaffehaus de la Renaissance wirklich verlassen; sie war gegen manchen Schimpf unempfindlich geblieben, aber beim letzten ging ihre Geduld zu Ende; nachdem sie eine Tasse Kaffee ins Gesicht erhalten hatte, verließ sie am folgenden Tage früh Morgens ihr Zimmer, sie ließ ihre Effekten zurück, und nahm nur das Kleid mit, das sie auf dem Leibe trug. Man glaubt, daß sie sich nach Lyon zu ihrem Bruder, einem rechtschaffenen Arbeitsmanne, begeben hat. Man versichert, die Königin habe ihr Geld geschickt, um sie zu vermögen, den Börsenplatz zu verlassen; andere behaupten, diese Unterstützungen seien ihr von der Polizei selbst zugekommen, die genöthigt war, in dem Kaffehause, wo Fieschi's Geliebte sich öffentlich sehen ließ, eine mühsame Aufsicht zu führen. — Hier ist kürzlich eine Schullehrerin gestorben, die in ihrem Wirkungskreise sehr viel Gutes gestiftet, und einen musterhaften Lebenswandel geführt hatte. Nun entdekte es sich, daß sie eine geborene Bernerin (von Cantelary) war, die vor 22 Jahren, nachdem sie einen Kindsmord begangen, nach der französischen Hauptstadt entflohen war, wo sie, wie gesagt, viel nützte. —

Wieder ein Beispiel, das gegen die Anwendung der Todesstrafe spricht. B.

Silb burghausen. Die Dorfzeitung schreibt: „Es ist der große Halleysche Komet, der für den Februar versprochen war, abhanden gekommen, und wie verlautet, unter den Eisenbahnaktien verloren gegangen. Christliche Kinder werden gebeten, halbige Nachricht darüber zu geben. Denn obgleich die Astronomen berechnen, daß es 61,880 Kometen an unserm Himmel gebe, so möchten wir doch den alten Bekannten, den schönen Halleys, nicht gern verloren gehen lassen.“ P.

Edinburg. Das Edinburger ärztliche Kollegium gab kürzlich einen Beweis von seiner Verachtung gegen die Wundarztneikunst, indem es seine Mitglieder eiblich verpflichtete, weder Lanzette noch Messer zu handhaben. D.

Erklärung und Antwort.

Um die seit einigen Tagen mir zugehenden anonymen Briefe — das fernere Engagement der Sängerin Delle Agnes Schebest auf hiesiger Bühne betreffend — zu beantworten, erlaube ich mir, sowohl die resp. Zufunder dieser Briefe, als auch das hochgeachtete Publikum hiermit in Kenntniß zu setzen: daß ich sowohl schriftliche als mündliche Versuche gemacht habe, diese beliebte Sängerin zur Annahme eines Engagements zu bewegen; diese meine Anträge jedoch von Delle Schebest sowohl schriftlich als mündlich auf das Entschiedenste und Bestimmteste zurückgewiesen wurden.

Möge diese öffentliche Erklärung dem von mir hochgeachteten Publikum beweisen, daß ich auch ohne schriftliche Ermahnungen meiner Pflicht eingedenk war, so wie es mein aufrichtiges Bestreben sein wird, derselben jederzeit treu zu bleiben.

Pesth, am 30. März 1836.

Alexander Schmid,
Pächter des hies. t. n. Theaters.